Philologus	**146**	2002	2	309–317

ANDREAS HEIL

BEMERKUNGEN ZU MARTIAL: 6, 24. 6, 61. 6, 75. 9, 35 UND 12, 5

6, 24

Nil lascivius est Charisiano:
Saturnalibus ambulat togatus.[1]

Shackleton Bailey übersetzt: „Carisianus is the drollest of beings: / he walks about in a gown during the Saturnalia."[2] Sein Kommentar lautet: „He wears formal clothes when informal are in order." Dieser Erklärung schließen sich Barié und Schindler an[3]. Nun ist es zwar richtig, daß an den Saturnalien in der Regel die legere *synthesis* und nicht die Toga getragen wurde. Man versteht aber nicht, warum das Tragen der Toga an den Saturnalien ein Beweis für die besondere *lascivia* des Charisianus[4] sein soll. Der Begriff *lascivia* hat nämlich eine starke sexuelle Komponente, die in der Übersetzung „drollest of beings" nicht zum Ausdruck kommt[5]. Deshalb fordert Grewing zu Recht eine Interpretation, die dem Bedeutungsumfang von *lascivius* besser entspricht. Dabei geht er von der Tatsache aus, daß Ehebrecherinnen zur Strafe statt der üblichen *stola* die *toga* tragen mußten: „So ist Carisianus, dessen Name ohnehin ein Phantasiegebilde ist, in Wirklichkeit vielleicht eine Frau, die die Ehe gebrochen hat (...). Gerade weil die Frau so lüstern ist (...), muß sie die *toga* tragen und wird deshalb an den Saturnalien für einen verklemmten Mann gehalten, der nicht aus seiner Haut kann."[6] Diese Konstruktion kann nicht überzeugen, da es im Text keine Anzeichen gibt, die den Leser zu der Vermutung veranlassen könnten, Charisianus sei eine Frau[7].

---

[1] Dies und die übrigen Martialzitate folgen der Ausgabe von W. Heraeus und I. Borovskij, Leipzig ³1982.

[2] D. R. Shackleton Bailey, Martial, Epigrams, Bd. 2, Cambridge/London 1993, 19.

[3] P. Barié, W. Schindler, M. Valerius Martialis, Epigramme, Düsseldorf/Zürich 1999, 1270.

[4] Gegen Shackleton Bailey ziehe ich mit F. Grewing, Martial, Buch VI. Ein Kommentar, Göttingen 1997, 192, die Namensform „Charisianus" vor: „Die Nachweisbarkeit des Namens außerhalb M.s muß nicht ausschlaggebend sein. Wichtig scheint mir der Hinweis auf seinen sprechenden Charakter, anklingend an griech. χαρίσιος/χάρις, was den Witz (wie 11, 88) unterstützt."

[5] Vgl. Grewing (wie Anm. 4) zu 6, 24, 1: „Einerseits ist lediglich ‚Verspieltheit' gemeint (z. B. 3, 58, 30; 4, 3, 7; 5, 34, 7) (...); andererseits – und das überwiegend – meint *lascivia* sexuelle Ausschweifung, Geilheit u. dgl. (z. B. 2, 14, 17; 5, 7, 7; 5, 78, 28; 6, 21, 5; 6, 45, 1; 6, 68, 7; 6, 71, 1; 7, 74, 3; 7, 91, 3) (...)".

[6] Grewing (wie Anm. 4), Einleitung zu 6, 24, S. 191.

[7] Viel eindeutiger ist in dieser Hinsicht das auch von Grewing (wie Anm. 4) herangezogene Epigramm 10, 52, in dem umgekehrt ein Eunuch in der Toga für eine *moecha* gehalten wird: *Thelyn viderat in toga spadonem, / Damnatam Numa dixit esse moecham.* Vgl. zu diesem Gedicht jetzt B. Hessen, De gente togata, in:

Vielmehr wird sein Geschlecht durch das maskuline *togatus* am Schluß noch einmal unterstrichen. Die Lösung ist auf einem anderen Weg zu suchen: In Vers 1 stellt Martial eine Behauptung auf, die in Vers 2 bewiesen wird. Der Hinweis auf die Saturnalien führt den Leser in die Irre: Er erwartet, daß sich die Lüsternheit des Charisianus gerade an diesem eng mit der *lascivia* verbundenen Fest (vgl. etwa 11, 15) offenbart und wird enttäuscht. Charisianus erscheint in der unerotischen Toga. Doch gerade dadurch verrät er sich selbst. Denn an den Saturnalien herrscht ja „verkehrte Welt": Der Herr bedient seine Sklaven[8], der strenge Römer schlüpft in die *synthesis* und – Charisianus wird zum *togatus*. Daraus folgt zwangsläufig, daß er an allen anderen Tagen des Jahres, und zwar wohl nicht nur wie üblich beim Gastmahl, die *synthesis* trägt und sich offenbar der legeren Kleidung entsprechend benimmt: *quod erat demonstrandum*.

6, 61 (60)

Rem factam Pompullus habet, Faustine: legetur
Et nomen toto sparget in orbe suum.
‚Sic leve flavorum valeat genus Usiporum,
Quisquis et Ausonium non amat imperium.'
Ingeniosa tamen Pompulli scripta feruntur. 5
‚Sed famae non est hoc, mihi crede, satis:
Quam multi tineas pascunt blattasque diserti,
Et redimunt soli carmina docta coci!
Nescio quid plus est, quod donat saecula chartis:
Victurus genium debet habere liber.' 10

Dieser kleine Dialog wird in der Regel so verstanden, daß Martial seinem Gesprächspartner Faustinus sein eigenes negatives Urteil über die gelehrt-mythologische Dichtung eines gewissen Pompullus in den Mund legt: „(...) Pompullus gehört zu den von M. vielfach kritisierten gelehrten ‚Mythopoeten' (...). Ausgesprochen gelungen ist die Rollenverteilung: M. ist gleichsam der untergeordnete Interlokutor, spielt den *advocatus diaboli*, während Faustinus die Rolle M.s übernimmt. (...) Nicht nur wirkt die Kritik an Pompullus auf diese Weise ‚referiert', also indirekt, sondern durch die Rolle des Faustinus tritt zugleich dessen eigene Ansicht zutage."[9]

Marcus Valerius Martialis, Epigrammaton liber decimus. Das zehnte Epigrammbuch. Text, Übersetzung, Interpretationen. Mit einer Einleitung, Martial-Bibliographie und einem rezeptionsgeschichtlichen Anhang hg. von G. Damschen und A. Heil [in Vorbereitung].

[8] Vgl. Ps.-Acro (ed. O. Keller, Leipzig 1904) zu Hor. sat. 2, 7, 4: *Decembri mense Saturnalia sunt et mutatio fit conditionis; liberi ex seruis, serui ex liberis fiunt.*

[9] Grewing (wie Anm. 4), Einleitung zu 61 (60), S. 389–390.

Man kann das Gedicht aber auch anders lesen: nicht als Kritik an den dichterischen Fähigkeiten des Pompullus, sondern an den Bedingungen, unter denen Dichter in Rom leben und arbeiten müssen. Martial prophezeit dem Werk des Pompullus einen großen Erfolg (1–2). Faustinus bestreitet dies vehement aus Gründen, die zunächst ungenannt bleiben (3–4). Martial verteidigt Pompullus: Seine Werke gelten als „begabt" (*ingeniosa*: 5). Offenbar steht Martial mit seinem Urteil nicht allein (*feruntur*: 5). Faustinus räumt dies nicht nur ein, sondern fügt hinzu, daß nicht nur *ingeniosa*, sondern auch *docta carmina* oft als Mottenfutter oder Einpackpapier enden (6–8). Das geheimnisvolle *nescio quid plus est* (9) spannt den Leser auf die Folter: Wenn das Talent (*ingenium*) und die für „gelehrte Gedichte" notwendige Technik (*ars*) nicht ausreichen, was bleibt dann noch übrig? *Victurus genium debet habere liber.* Da *genium* an *ingenium* anklingt, handelt es sich offensichtlich um ein Wortspiel. Ich verstehe *genius* hier weder wörtlich als „Schutzgeist"[10] noch im übertragenen Sinn als „Geist", „Esprit", „Inspiration" im Gegensatz zu bloßer „Begabung" (*ingenium*)[11]. Vielmehr ist daran zu denken, daß die Parasiten bei Plautus ihren Gönner auch als *genius* bezeichnen (capt. 879; Curc. 301; Men. 138)[12]. Das, was Büchern Ruhm und Unsterblichkeit verleiht, sind natürlich Talent und Technik, aber beide können sich nur entfalten, wenn die finanzielle Existenz des Dichters gesichert ist (11, 3, 5–10):

Dicitur et nostros cantare Britannia versus.
Quid prodest? Nescit sacculus ista meus.
At quam victuras poteramus pangere chartas
Quantaque Pieria proelia flare tuba,
Cum pia reddiderint Augustum numina terris,
Et Maecenatem si tibi, Roma, darent![13]

Die Pointe des Gedichtes ließe sich also kurz folgendermaßen wiedergeben: Ein Buch (= Dichter)[14], das (der) überleben will, muß nicht nur genial sein, sondern auch einen Genius (= Gönner) haben. Am Anfang spielt Martial, der es natürlich besser weiß, die Rolle des Naiven: Er nimmt an, daß Begabung allein eine Gewähr für langanhaltenden Erfolg sei. Diese Annahme und nicht die Begabung des Pompullus wird von Faustinus bezweifelt (3–4): „So (nämlich wie einem Dichter, der nichts hat

[10] So z. B. Shackleton Bailey (wie Anm. 2) und Barié/Schindler (wie Anm. 3).

[11] So z. B. A. L. Spisak, Martial 6.61: Callimachean Poetics Revalued, TAPhA 124, 1994, 291–308 (bes. 292) und Grewing (wie Anm. 4) z. St.

[12] Vgl. ThLL VI, 2, s. v. genius, I F, Sp. 1839.

[13] Martial betont, daß ein Buch einen *vindex* brauche (3, 2, 12), daß der Kaiser Domitian seinen Büchern *fama* und *vita* (8 praef.) schenke, und bekennt seinem Gönner Terentius Priscus 12, 3 (4): *Tu facis ingenium* ... Vgl. außerdem das bekannte *Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones* ... (8, 55, 5).

[14] Zweimal hat Martial den Verfasser für das Werk gesetzt: Faustinus „wird gelesen werden" (1), die „Redegewandten nähren die Motten" (7). Jetzt steht das Buch auch für den Dichter.

außer seinem *ingenium*) möge es allen Feinden des römischen Reiches ergehen." Durch das witzige Wortspiel am Schluß gibt er Martial zu verstehen, was zur Begabung hinzukommen muß: finanzielle Unterstützung durch freigebige Gönner. Indirekt wird damit zugleich angedeutet, daß der Dichter im Rom der Zeit Domitians auf einer Stufe mit den plautinischen Parasiten steht.

6, 75

Cum mittis turdumve mihi quadramve placentae,
Sive femur leporis, sive quid his simile est,
Buccellas misisse tuas te, Pontia, dicis.
Has ego non mittam, Pontia, sed nec edam.

Das Epigramm wird von den Interpreten (Friedländer, Shackleton Bailey, Grewing und Barié/Schindler) wie folgt verstanden: Die Dame, die den Sprecher mit Delikatessen beschenkt, wird durch ihren Namen *Pontia* als Giftmischerin geoutet. Deshalb will der Sprecher die Geschenke weder selbst verspeisen noch weiterverschenken. Bei dieser Interpretation ergeben sich zwei mögliche Varianten: (1) Die Adressatin ist mit der auch sonst bekannten historischen Pontia identisch[15]. Diese war, wie Friedländer vermutet, eine Tochter des C. Petronius Pontius Nigrinus, der von Nero hingerichtet worden ist[16]. Sie soll ihre eigenen Kinder durch Gift getötet und nach Aufdeckung dieses Verbrechens Selbstmord begangen haben[17]. (2) Pontia ist der „Spitzname"[18] einer zeitgenössischen Giftmischerin.

Die Pointe des Gedichtes beruht jedoch, so meine ich, nicht nur auf dem betont zweimal gesetzten Namen *Pontia* (3 und 4), sondern ebenso auf dem Wort *buccellas* (Diminutiv von *bucca* „Mundvoll", „kleiner Bissen": 3), das „bei M. zuerst und nur hier"[19] vorkommt. Pontia glaubt, ihre Geschenke durch diese zärtliche Bezeichnung besonders zu empfehlen. Der Sprecher dagegen versteht die Aussage offenbar wörtlich, unterstellt also, daß Pontia die Speisen tatsächlich mit ihrem Mund berührt hat. Die prompte Zurückweisung der Delikatessen muß im Leser den Verdacht erwecken, daß die spendable Dame eine *fellatrix* ist, die ihre Geschenke durch die Berührung

---

[15] So Shackleton Bailey (wie Anm. 2), Bd. 3, 325: „(...) the poisoner Pontia (...) who is addressed as alive and dangerous in 6.75."

[16] L. Friedländer, M. Valerii Martialis Epigrammaton Libri mit erklärenden Anmerkungen, Leipzig 1886, Bd. 1, 255 (zu 2, 34, 6).

[17] Vgl. 2, 34, 6, 4, 43, 4–6 und Iuv. 6, 638–40: *sed clamat Pontia ,feci, / confiteor, puerisque meis acconita paravi ...'* sowie das Scholion zu dieser Stelle.

[18] So Grewing (wie Anm. 4) zu 6, 75, 3. Grewing vermutet, Pontia sei eine Erbschleicherin (ebd., Einleitung zu 6, 75, S. 484). F. J. Brecht, Motiv- und Typengeschichte des griechischen Spottepigramms, Leipzig 1930, 65 und 74 sieht in Pontia eine alte Frau, die durch die Geschenke die Gunst des Sprechers gewinnen will.

[19] Grewing (wie Anm. 4) z. St.

mit dem Mund ungenießbar gemacht hat. Dieser Verdacht wird durch den Namen der Adressatin bekräftigt. Sie ist tatsächlich eine Pontia, eine Giftmischerin, freilich nur im übertragenen Sinn. Mit dem *non mittam* (4) deutet Martial nicht nur an, daß er anderen nicht schaden möchte. Er will zugleich sicherstellen, daß er durch das Weiterverschenken übelriechender, infizierter Speisen nicht selbst für einen *fellator* gehalten wird.

Das *os impurum* spielt in Buch 6 eine beachtliche Rolle[20]. Vergleichbar ist insbesondere 6, 66: Ein *praeco* versucht durch einen Kuß zu beweisen, daß die von ihm zum Verkauf angebotene Sklavin „rein" ist, d. h. keinen schlechten Mundgeruch hat. Jetzt laufen die Käufer erst recht davon, da der *praeco* selbst ein *fellator* ist. Auch hier verkehrt sich das, was gemeinhin eine Empfehlung ist, in sein Gegenteil. Die „Gabe der Transsubstantiation"[21] besitzen bei Martial auch die Stinker Sabidius (3, 17) und Papylus (7, 94). Der erste verwandelt durch Pusten eine Käsetorte in „Scheiße", der zweite durch Riechen Salböl in *garum*[22].

9, 35, 7–8

Philomusus hat eine besondere Technik entwickelt, um in den Genuß von Einladungen zum Essen zu kommen. Er erzählt erfundene Neuigkeiten (*plurima dum fingis, sed quasi vera refers*: 2) und macht damit seinem Namen alle Ehre (vgl. Hesiod, theog. 27: ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα ...). Seine Themen sind die militärischen und politischen Entwicklungen an den Grenzen des Reiches (3–6), die Getreideversorgung (7–8) und die Sieger in den von Domitian gestifteten Spielen (9–10)[23]. Die römische Getreideversorgung hängt bekanntlich von den Ernten in den Kornkammern Ägypten[24] und Africa ab:

Scis, quotiens Phario madeat Iove fusca Syene,
Scis, quota de Libyco litore puppis eat ...

Shackleton Bailey gibt den Ausdruck *Phario ... Iove* mit „Pharian rain" wieder[25]. Barié und Schindler übersetzen wörtlich „vom pharischen Jupiter" und merken an:

[20] Vgl. Grewing (wie Anm. 4) zu 6, 44, 6 (durch einen *fellator* verunreinigte Becher); 6, 50, 6 (reine und unreine Küsse); 6, 66, 9; 6, 69 (Mutter und Tochter trinken Wasser, um den durch *fellatio* entstandenen Mundgeruch loszuwerden) und 6, 81 (ein *fellator* verunreinigt eine Badewanne).

[21] W. Burnikel, Untersuchungen zur Struktur des Witzepigramms bei Lukillios und Martial, Wiesbaden 1980, 34.

[22] Zum schlechten Geruch des *garum* vgl. 6, 93, 6 (mit Grewing zur Stelle).

[23] Zu diesen sehr beliebten Gesprächsgegenständen vgl. den Artikel „Alltagsgespräch" in: K.-W. Weeber, Alltag im alten Rom, Zürich 1995, 15–16 und L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, Leipzig [10]1922–23, Bd. 1, 262–263.

[24] Vgl. Plinius paneg. 31, 2.

[25] Shackleton Bailey (wie Anm. 2), Bd. 2, 263.

„Der pharische Jupiter ist Osiris."[26] Henriksén erklärt, das Adjektiv *Pharius* sei gleichbedeutend mit „ägyptisch", und versteht „Jupiter" als Metonymie für *imber* (mit Verweis auf Friedländer zu epigr. 12, 1)[27]. Philomusus ist ein besserer Lügner, als seine Interpreten glauben. Würde er tatsächlich behaupten zu wissen, wie oft es in Syene regnet, dürfte er auf wenig Glauben und noch weniger Interesse stoßen. Denn erstens war es allgemein bekannt, daß es in Ägypten selten regnet. Zweitens hätte, selbst wenn es einmal regnen sollte, dieser Regen auf die ägyptische Getreideernte kaum einen Einfluß. Die Fruchtbarkeit Ägyptens hängt nämlich ausschließlich vom Nil ab (vgl. etwa Plinius, paneg. 30, 1: *Aegyptus alendis augendisque seminibus ita gloriata est, ut nihil imbribus caeloque deberet, siquidem proprio semper amne perfusa, nec alio genere aquarum solita pinguescere, quam quas ipsa deuexerat ...*). Daß der Nil in Ägypten die Aufgabe erfüllt, die an allen anderen Orten der Welt vom Regen übernommen wird, ist ein Topos der kaiserzeitlichen Literatur[28]. In diesem Sinn ist, wie Citroni[29] und Howell[30] zu Recht betonen, auch die Wendung *imbrifer Nilus* bei Martial (1, 61, 5) zu verstehen. Der „pharische Jupiter", von dem Syene[31] „feucht" wird, muß also der Nil sein, der in Ägypten die Funktion des Regengottes übernimmt. Das *quotiens* bezieht sich dann natürlich nicht einfach auf die Häufigkeit der Nilschwelle, denn diese tritt ja bekanntlich regelmäßig einmal im Jahr ein. Vielmehr behauptet Philomusus zu wissen, wie oft der Nil in den folgenden Jahren einen Pegelstand erreichen wird, der für die gewünschte Überflutung des Ackerlandes ausreichend ist. Tatsächlich wurden die Pegelstände des Flusses regelmäßig gemessen[32] und nach Rom gemeldet. Zum Aufgabenbereich des Abascantus, des Privatsekretärs (Aug. lib. ab epistulis) des Kaisers Domitian, gehörte: *mille etiam praenosse vices, an merserit agros / Nilus, an imbrifero Libye sudaverit austro ...* (Statius silv. 5, 1, 100). Das Attribut *fusca*, das Henriksén auf die Hautfarbe der Einwohner beziehen möchte, könnte sich auch auf die dunkle Farbe des fruchtbaren Schlammes beziehen, den der Nil mit sich führt (vgl. Alcimus Avitus carm. 1, 266–7): *Nam quotiens tumido perrumpit flumine ripas / alveus et nigris campos perfundit harenis ...*

[26] Barié/Schindler (wie Anm. 3), 1337.

[27] C. Henriksén, Martial, Book IX. A Commentary, Bd. 1, Uppsala 1998, 180.

[28] Vgl. S. Sauneron, Un thème littéraire de l'antiquité classique: Le Nil et la pluie, Bulletin de L'Institut Français d'Archéologie Orientale 51, 1952, 41–48 und B. Postl, Die Bedeutung des Nil in der römischen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten griechischen Autoren, Diss. Wien 1970, bes. 208–10.

[29] M. Citroni, M. Valerii Martialis Epigrammaton Liber Primus, Florenz 1975, z. St.

[30] P. Howell, A Commentary on Book One of the Epigrams of Martial, London 1980, z. St.

[31] Syene erscheint bei Martial zweimal eng mit dem Nil verbunden. Vgl. 1, 86, 7: *Qui nunc Niliacam regit Syenen* und 5, 13, 7: *Magnaque Niliacae servit tibi glaeba Syenes.*

[32] Vgl. G. Rickman, The Corn Supply of Ancient Rome, Oxford 1980, 115–116: „The norm of a good flood was given by Plinius and Strabo as either 16 cubits or 14 cubits, but Strabo is quick to point out that Augustus' good work on having the canals cleaned turned a flood of only 12 cubits into a success. The rise of the river was carefully observed at the nilometers (...)."

12, 5 (2 + 6, 1–6)

Quae modo litoreos ibatis carmina Pyrgos,
Ite sacra iam non pulverulenta via.
Contigit Ausoniae procerum mitissimus aulae
Nerva: licet toto nunc Helicone frui:
Recta fides, hilaris clementia, cauta potestas 5
Iam redeunt; longi terga dedere metus.
Hoc populi gentesque tuae, pia Roma, precantur:
Dux tibi sit semper talis, et iste diu.

Der in der Vulgata und noch bei Friedländer als 12, 2 gezählte Zweizeiler hat wiederholt Verwirrung hervorgerufen. So bemerkt etwa R. Enking in der RE *sub voce* ‚Pyrgi': „Martial landete hier von Spanien kommend auf italischem Boden (Friedländer zu Martial. 12, 2, 1)." [33] Davon steht bei Friedländer freilich nichts. Vielmehr: „Das Buch soll nach zurückgelegter Seereise aus Spanien nach Pyrgi (...) Rom betreten und auf der Sacra via einhergehen, welche im December nicht staubig ist." Friedländer, der das Gedicht für ein Fragment hält, geht also davon aus, daß Martial das Epigramm nach seiner Abreise aus Italien (Ende 98) [34] in Spanien verfaßt hat. Das Gedicht wäre demnach für den Terentius Priscus gewidmeten *brevis libellus* (12, 1, 3) bestimmt gewesen, den Martial auch nach Rom geschickt hat (vgl. 12, 2 [3], 2: *Ibis, io, Romam nunc peregrine liber ...*). Ebenso, wenn auch mit kleinen Abweichungen, argumentiert Shackleton Bailey, der, Lindsay und Immisch [35] folgend, den Zweizeiler an die fünfte Stelle des zwölften Buches versetzt und mit 12, 6, 1–6 verbindet: „In December the road from Pyrgi to Rome would not be dusty. But in Spain, in early autumn, when the poems will have begun their journey, they would find dusty roads between Bilbilis and the coast." [36] Was Shackleton Bailey übersieht, ist, daß die Erklärung Friedländers nicht mit der von Immisch vorgeschlagenen Verknüpfung von 12, 5 (2) und 6, 1–6 harmoniert: Wenn Martial Gedichte aus Bilbilis nach Italien geschickt hat, so konnten diese Nerva (vgl. 6, 2) in Rom auf keine Weise angetroffen haben, es sei denn, sie wären jenen Weg gegangen, auf dem Merkur den Kaiser Claudius in die Unterwelt führte [37]. Denn Nerva starb ja bereits im Januar 98, während Martial Spanien, wie bereits gesagt, frühestens Ende desselben Jahres erreicht haben

---

[33] R. Enking, RE 24, 1 (1963), Sp. 24–31.

[34] Für die Chronologie der Gedichte Martials sind immer noch grundlegend die Ausführungen von Friedländer (wie Anm. 16), 50–67.

[35] Vgl. O. Immisch, Zu Martial, Hermes 46, 1911, 481–517 (dort 497).

[36] Shackleton Bailey (wie Anm. 2), Bd. 3, 96–97. Die Zeitbestimmungen ergeben sich aus 12, 1, 4: *Hora nec aestiva est ...* und 12, 62, 7–8: *Tu reducem patriae sexta, pater optime, bruma / Pacifici Latia reddis ab urbe Numae*. Terentius Priscus ist gegen Ende des Jahres 101 in Spanien eingetroffen. Der *libellus* ist also nach der Deutung von Friedländer und Shackleton Bailey zeitgleich nach Rom geschickt worden.

[37] Merkur und Claudius gingen, wie Seneca zu berichten weiß (apocol. 12–13, 1), die Via Sacra hinab über das Marsfeld zwischen Tiber und Via Tecta in die Unterwelt.

kann[38]. Immisch, auf den Shackleton Bailey in seiner kritischen Ausgabe[39] ausdrücklich verweist, hat eine ganz andere Lösung vorgeschlagen. Er nimmt an, daß Martial bereits in der ersten Ausgabe des zehnten Buches seinen Entschluß, nach Spanien zurückzukehren, bekannt gemacht habe. Nach dem Amtsantritt Nervas habe der Dichter diesen Entschluß dann in einer für den neuen Kaiser bestimmten Sonderausgabe (vgl. 12, 4 [5]) aus Gedichten der Bücher 10 (erste Ausgabe) und 11 revidiert und seine ihm nach Spanien voranreisenden Gedichte zurückbeordert: „Poetisch ausgedrückt, der Dichter ruft die Kinder seiner Muse von der Straße nach Pyrgi zurück: ‚wandert lieber, rein von Reisestaub, auf der heiligen Straße' – aber wohin denn da? Ich denke, es ist unmittelbar einleuchtend: zu der *Ausonia aula* sollen sie ziehen, von der in den gleich darauffolgenden Versen gesprochen wird (...) Die Verbindung von 5 und 6ª zu einem Gedicht ist unabweislich." Diese Interpretation ist sehr hypothetisch, zumal da Martial in dem ebenfalls unter Nerva veröffentlichten elften Buch nichts von seinem Entschluß, Rom zu verlassen, oder auch einer Meinungsänderung diesbezüglich verlauten läßt.

Einfacher und meiner Ansicht nach überzeugender ist die folgende Lösung: Seine Gedichte, so sagt Martial, waren bereits auf dem Weg nach Pyrgi (heute Santa Severa), der 44 km nördlich von Rom gelegenen Hafenstadt von Caere[40]. Von Spanien oder einer Abreise des Dichters ist überhaupt keine Rede. Aber warum sollten die Gedichte Italien verlassen? Die Antwort ist leicht: Sie finden in Rom offensichtlich keine geeigneten Rezeptionsbedingungen vor. Den *carmina* steht somit das traurige Schicksal bevor, das Horaz seinem ersten Epistelbuch prophezeit (epist. 1, 20, 11–13):

contrectatus ubi manibus sordescere vulgi
coeperis, aut tineas pasces taciturnus inertis
aut fugies Uticam aut vinctus mitteris Ilerdam.

Bücher, die in der Hauptstadt – aus welchen Gründen auch immer – keine Leser fanden, wurden in die Provinzen geschickt[41]. Während Horaz die Zielorte angibt, nennt Martial den Hafen, in dem seine Gedichte eingeschifft werden sollen. Doch es kommt anders. Im letzten Augenblick ruft der Dichter sein Werk zurück. Vom Staub der Landstraße gereinigt, sollen die *carmina* auf der Via Sacra promenieren. Offen-

[38] Barié/Schindler (wie Anm. 3), 1409 wissen sogar das genaue Datum der ominösen Reise anzugeben: „(...) von Spanien über *Pyrgi* (...) bis zur *Via Sacra*, die zur Ankunftszeit des Büchleins im Dezember 96 nicht mehr staubig ist (...)." Da Martial 96 in Italien war, fragt man sich, von wem das spanische „Büchlein" wohl kommen mag.

[39] D. R. Shackleton Bailey, M. Valerii Martialis Epigrammata, Stuttgart 1990.

[40] Zu Pyrgi vgl. Enking (wie Anm. 33), G. Colonna, EAA VI (Roma 1965), 570–572 und den Ausgrabungsbericht von J. P. Oleson, Underwater Survey and Excavation in the Port of Pyrgi (Santa Severa), 1974, Journal of Field Archaeology 4, 1977, 297–308.

[41] Vgl. die Bemerkung Suetons über den Grammatiker Probus (gramm. 24, 2–3): *legerat in provincia quosdam veteres libellos apud grammatistam, durante adhuc ibi antiquorum memoria necdum omnino abolita sicut Romae.*

sichtlich haben sich die Erfolgsaussichten für Literatur in Rom entscheidend geändert. Auch bei dieser Interpretation schließt sich das Lob Nervas zwanglos an. Der neue Kaiser, ehemals selbst ein Dichter anzüglicher Verse, hat für den „ganzen Helikon"[42] offene Ohren (4): *licet toto nunc Helicone frui* ... Damit haben, so hofft Martial zumindest, die von ihm besonders geschätzten *lasciva carmina* in Nerva einen besseren Fürsprecher[43] als in dem strengen *censor* Domitian[44]. Und ohne einen Fürsprecher, einen *vindex*, hatte ein Buch wenig Chancen, in Rom ein Publikum zu finden (3, 2, 1–5):

Cuius vis fieri, libelle, munus?
Festina tibi vindicem parare,
Ne nigram cito raptus in culinam
Cordylas madida tegas papyro
Vel turis piperisve sis cucullus.[45]

Das Gedicht war also nicht für die Terentius Priscus gewidmete Sammlung des Jahres 101 bestimmt, sondern es dürfte, wie Immisch richtig gesehen hat, in der Anfang 97 für Nerva zusammengestellten Sonderausgabe gestanden haben.

Technische Universität Dresden
Institut für Klassische Philologie

D-01062 Dresden

Abstract

In this paper I discuss some epigrams of Martial (6, 24. 61. 75; 9, 35 and 12, 5) especially challenging the interpretation of F. Grewing (Martial, Buch VI, Göttingen 1997) and D. R. Shackleton Bailey (Martial, Epigrams, Cambridge/London 1993).

---

[42] Das überlieferte *toto* (4) ist dem von Friedländer vorgeschlagenen und von Shackleton Bailey in den Text gesetzten *tuto* vorzuziehen. Unter Nerva sind anders als unter Domitian wieder *alle* Gattungen der Dichtkunst, auch die *lasciva carmina*, erlaubt.

[43] Vgl. 11, 2, 5–6: *Clamant ecce mei ‚Io Saturnalia' versus: / Et licet et sub te praeside, Nerva, libet.* Dazu bemerkt N. M. Kay, Martial. Book XI. A Commentary, London 1985, 61: „This might be thought presumptuous of M., but it was known that Nerva liked obscene poetry for he wrote it himself (Pl. Ep. 5.3.5) (...). So he could safely assume that the new princeps would not object to being mentioned in a context like this. There is also an implicit contrast with Domitian: freedom has arrived."

[44] Daß Martial in dieser Hinsicht auf Domitian Rücksicht nehmen mußte, zeigen insbesondere die dem Kaiser persönlich zugeeigneten Bücher 5 (2, 5–8: *Lascivos lege quattuor libellos: / Quintus cum domino liber iocatur; / Quem Germanicus ore non rubenti / Coram Cecropia legat puella.*) und 8 (praef. 15–17: *Cum pars libri et maior et melior ad maiestatem sacri nominis tui alligata sit, meminerit non nisi religiosa purificatione lustratos accedere ad templa debere.*).

[45] Dem *Ite sacra iam non pulverulenta via* (12, 5, 2) entspricht in 3, 2 die Aufforderung (7): *Cedro nunc licet ambules perunctus* ...

Beiden Stellen ist die Wertung der beiden Kontrahenten als *miseri* (Theb. IV 403; XII 442) gemein, und das in verhüllende Orakelsprache gekleidete Paradoxon *bellastis sanguine tanto – / Et saltum dux alter habet* (IV 403f.) wird mit einem genau entsprechenden Enjambement in den Worten *sic dum arma movetis, / Vicit nempe Creon* (XII 442f.) reproduziert. Im Gegensatz zu der thebanischen Bakchantin richtet Antigone ihre Bitte nicht vornehmlich an den juristisch schuldigen Eteocles (IV 401f. *nocens qui solus avita / Gramina communemque petis defendere montem*), sondern an den zu Unrecht verbannten Polynices, der an den Verzicht auf das ihm zustehende Recht schon gewohnt sein müßte (XII 444f. *exul ubique, / Semper inops aequi*). Das vergilische Motiv, daß die pathetische Bitte um Nachgeben vorzüglich an einen der beiden Bürgerkriegskontrahenten gerichtet wird, hat Statius also an zwei Stellen seines Epos in komplementärer Weise jeweils auf einen anderen seiner beiden Antagonisten angewandt.

Universität Köln
Institut für Altertumskunde
Albertus-Magnus-Platz

D - 50923 Köln

Philologus	146	2002	2	379–382

Elena Merli

ZU MARTIAL 5, 35, 4

Ein Zyklus im 5. Buch von Martials Epigrammen preist das Subsellia-Edikt[1]. Dieses Edikt setzte die *lex Roscia theatralis* des Jahres 67 v. Chr. wieder in Kraft und behielt die ersten vierzehn Sitzreihen im Theater Mitgliedern des Ritterstandes vor. In einigen der Gedichte des Zyklus treten Personen auf, die sich als Ritter ausgeben, obwohl sie nicht über das erforderliche Vermögen verfügen: sie werden entlarvt und von den ihnen nicht zustehenden Plätzen im Theater verjagt. Der Euclides des Epigramms

[1] 5, 8; 14; 23; 25; 27; 35; 38; 41.

5, 35 protzt z.B. mit Reichtum und adeligem Geschlecht und leistet Widerstand gegen den *dissignator* Leitus, der ihn auffordert, den Sitzplatz zu verlassen. Mitten im Streit rutscht ihm aber aus dem Gewand ein Schlüssel, der die bescheidenen Verhältnisse des Möchtegern-Ritters enthüllt[2]:

Dum sibi redire de Patrensibus fundis
Ducena clamat coccinatus Euclides
Corinthioque plura de suburbano
Longumque pulchra stemma repetit a Leda
5 *Et suscitanti Leïto reluctatur,*
Equiti superbo, nobili, locupleti
Cecidit repente magna de sinu clavis.
Numquam, Fabulle, nequior fuit clavis.

Der Kern des Epigramms besteht im Kontrast zwischen Euclides' hohen Prätentionen und seinem tatsächlichen Stand: nach einem sich in fünf Zeilen langsam entwickelnden *dum*-Satz werden die Züge der Hauptgestalt durch die asyndetische Reihung der Adjektive in V. 6 zusammengefaßt. Die Beschreibung des stolzen, adligen, vermögenden Ritters verstärkt den Effekt des plötzlichen „Falls" im nächsten Vers: Einziges Zeichen der Grandezza, das der Unglückliche behalten darf, ist schließlich eben die boshafte *magna clavis*.

Der V. 4 führt Euclides vor, während er *longum pulchra stemma repetit a Leda*. Friedlaenders Kommentar zur Stelle lautet: „Stammbäume, die bis in die Heroenzeiten zurückreichten, waren damals in Griechenland nicht selten". Diese Anmerkung nehmen viele spätere Übersetzer und Kommentatoren auf[3]. Zwei Gründe erwecken aber Zweifel, ob Friedländer hier den Punkt getroffen hat.

Der erste: Trotz des griechischen Namens der Hauptfigur ist es hier nicht unbedingt nötig, auf Griechenland Bezug zu nehmen. Viele *gentes* des römischen Adels rühmten sich der Abstammung von einem griechischen Gott oder mythologischen Helden, und *stemmata* waren oft zusammen mit den wächsernen *imagines* in den Atrien der angesehenen Familien ausgestellt[4]. Der Brauch scheint in der Kaiserzeit

---

[2] „Vielleicht verrieth sich der angebliche Ritter durch den Schlüssel als ein Sklave, dem der Verschluss eines Theils des Hausraths aufgetragen war. Jedenfalls war es undenkbar, dass Leute von Stande etwas derartiges bei sich trugen", so Friedländer *ad loc.*, in: M. Valerii Martialis *Epigrammaton libri*, mit erklärenden Anmerkungen von L. Friedländer, Leipzig 1886 (Amsterdam 1967).

[3] Unter den neueren Kommentaren vgl. P. Howell, Martial, The Epigrams Book V, Warminster 1995 und U. Walter, M. Valerius Martialis *Epigrammata*, Paderborn 1996.

[4] Vgl. zu den satirischen Spitzen von Pers. 3, 27f. die Erläuterung von W. Kißel (Heidelberg 1990) und zu Juv. 8, 1 und 131–34 die von E. Courtney (London 1980). In humorvoller Weise belegt auch Hor. carm. 3, 17 den Brauch: Die Familie der Lamiae soll von Lamos, dem König des anthropophagen Volks der Laistrygonen, abstammen: ein zweifelhaftes Kompliment dem Freund Aelius Lamia gegenüber, vgl. M. Citroni, Poesia e lettori in Roma antica, Roma – Bari 1995, 324f. Zahlreiche Beispiele bei T. P. Wiseman, Legendary genealogies in late-republican Rome, Greece and Rome 21, 1974, 153–164.

besonders verbreitet: Mehrere lateinische Texte dieser Epoche belegen das Wort *stemma* in der Bedeutung von „Stammbaum", die der griechischen Sprache bis Plutarch übrigens fremd ist. Mythische Vorfahren für sich zu beanspruchen, konnte in Rom jedoch auf Kritik und Skepsis stoßen, auch wenn Mitglieder des Adels diesen Anspruch erhoben: um so mehr wird er aus dem Mund einer ordinären Figur lächerlich und deplaziert geklungen haben. Euclides möchte letzlich nur seine Zugehörigkeit zum Ritterstand beweisen. Diese beruhte aber allein auf Census, nicht auf Geburt: warum also die Übertreibung?

Die Standardinterpretation zu dieser Stelle kann auch nicht erklären, wieso sich Euclides gerade auf Leda und nicht auf eine beliebige andere mythische Gestalt beruft. Bislang versucht nur P. Howell, in diesem Detail eine spezifische Konnotation zu erkennen: Leda war Königin von Sparta – und Euclides' Landgüter befinden sich auf der Peloponnes. Der englische Gelehrte meint außerdem, ein besonders witziges Detail bestehe darin, daß „after her encounter with the swan Leda laid an egg". Euclides stammte letzlich also aus einem Schwanenei[5].

Meiner Meinung nach wird Leda im Text zwar in ihrer Funktion als Mutter erwähnt, doch Hauptgrund dazu ist nicht die Geburt ihrer Kinder aus dem Ei. Die Dioskuren waren in Rom sehr populär als Götter des Handels, der Schiffahrt und, was hier von Bedeutung ist, der *equites*. Vor allem Castor, in Rom beliebter als sein Bruder, galt als Urbild des vollkommenen Ritters und genoß die Verehrung des Ritterstandes, obwohl es umstritten ist, ob man ihn schlechthin für dessen Patron halten darf[6]. Viele Legenden schreiben beiden Brüdern diese Rolle zu (man denke u. a. an die Schlacht am See Regillus), während in anderen Zeugnissen der schon in der *Ilias* vorliegende Unterschied zwischen dem Boxer Pollux und dem Ritter Castor weiterbesteht. Man vergleiche z. B. Ov. am. 3, 2, 54 *Polluces pugiles, Castora placet eques*, eine Stelle, welche die Verbindung zwischen Castor und den römischen Rittern beweist (der Vers kommt innerhalb eines Katalogs von Berufen oder Tätigkeiten und den jeweiligen Schutzgottheiten vor).

Um die Frage nach Ledas Funktion zu beantworten, ist aber keine antiquarische Recherche nötig. Es genügt, zu Martial zurückzukehren und das drittnächste Epigramm (5, 38) zu lesen; trotz seiner Nähe im Buch und dem gemeinsamen Thema (es ist der nächste Text zum Subsellia-Edikt) ist es bislang zur Erläuterung des Epigrammes 5, 35 nicht herangezogen worden. Der vermögende Calliodorus muß seinen

[5] Diese Anmerkung greift auch die neue Tusculum-Ausgabe auf (M. Valerius Martialis *Epigramme* hrsg. u. übers. von P. Barié und W. Schindler, Düsseldorf – Zürich 1999). – Die Eigeburt von Helena und den Dioskuren war in der Tat ein verbreitetes Motiv sowohl in der bildenden Kunst, vgl. LIMC VI 1, 136–139, s. v. „Leda", als auch in der Dichtung, vgl. Hor. sat. 2, 1, 26 s. und AP 14 und die Erläuterung von C. O. Brink *ad loc.* (Cambridge 1971).

[6] Vgl. K. Latte, Römische Religionsgeschichte, München 1992 (= 1967²), 175 A. 4. Darüber hinaus das Lemma „Dioskuren" in: Roscher I, 1, 1154–1177 (A. Furtwängler) und RE 5, 1903, 1104 f. (E. Bethe), ferner D. Sabbatucci, La religione di Roma antica, Milano 1988, 239–242. Wenig überzeugt von einer breiteren Popularität Castors in Rom zeigt sich G. Radke, s. v. „Dioscuri" in EV 2, 88–91, Roma 1985.

Reichtum mit dem Bruder teilen und infolgedessen auf die Privilegien des Ritterstandes verzichten. Vv. 5f. lauten:

Quid tibi cum fratre? Quid cum Polluce molesto?
Non esset Pollux si tibi, Castor eras.

Calliodorus könnte ein Castor, d. h. ein Ritter, sein, wäre er frei von der lästigen Verwandtschaft: Das Epigramm bietet eine witzige Umkehrung des von den Dioskuren verkörperten Paradigmas brüderlicher Liebe und stellt die paradoxe Situation eines Castor dar, der als ein solcher nur ohne Pollux leben kann. Das ganze Gedicht beruht auf der Metonymie Castor = Mitglied des Ritterstandes.

Dank dieser Äquivalenz gewinnen Euclides' Worte in V. 4 eine präzise Bedeutung: Von Leda zu stammen, heißt nicht mehr und nicht weniger, als ein Castor, also ein Mitglied des Ritterstandes, zu sein[7]. Die „heraldische" Periphrase erinnert an den Brauch des römischen Hochadels und verspottet die Ambitionen der Hauptgestalt, indem sie den bombastischen Ton ihrer Worte in einer witzigen und übertriebenen Weise wiedergibt und damit die Absurdität und Lächerlichkeit ihrer Ansprüche zeigt.

Es sei hinzugefügt, daß dieselbe Metonymie später noch einmal im Epigramm 7, 57 wiederkehrt. Dort enthält der Witz ein obzönes *Double-entendre*[8]: außerhalb des 5. Buches wird das Spiel variiert und unter einer maliziösen Perspektive wiederaufgenommen.

Freie Universität Berlin
Seminar für Klassische Philologie

D - 14195 Berlin

[7] Zutreffend ist, wie ich sehe, nur die Anmerkung *ad loc.* von P. Richard, Paris 1931: „Il prétendait descendre des fils de Léda, ces légendaires écuyers".

[8] *Castora de Polluce Gabinia fecit Achillan: /* πὺξ ἀγαθός *fuerat, nunc erit* ἱππόδαμος. Der *pathicus* Achillas, ein armer Boxer, wird zum Liebhaber einer vermögenden Frau, die ihn durch Geschenke zum *eques* macht. Ein *eques* zu sein – das bezieht sich auf Achillas' gesellschaftlichen Aufstieg, aber es spielt auch auf die neue sexuelle Rolle des einstigen *pathicus* an. In V. 1 steht die gesellschaftliche Bedeutung im Vordergrund, der nächste verdeutlich die erotische Konnotation durch ein maliziöses Zitat der homerischen Formel für die Dioskuren, vgl. Il. 3, 237 und J. N. Adams, Ausonius Cento Nuptialis 101–131, Studi italiani di filologia classica 53, 1981, 199–215, mit mehreren Beispielen für die Umdeutung epischer Formeln und Verse in obszönem Sinn. Zur erotischen Bedeutung der beiden Ausdrücke in Mart. 7, 57 vgl. V. Buchheit, Studien zum Corpus Priapeorum, Zetemata 28, München 1962, 104, und die Anmerkungen *ad loc.* von G. Galán Vioque, Martial, Book VII. A Commentary, Leiden u. a. 2002.

PHILOLOGUS

Zeitschrift für antike Literatur und ihre Rezeption

Band 146 · 2002 · Heft 2



Akademie Verlag